

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Expedition: Herzbergstraße 1.  
Vertheilung: 4 Uhr Abends 3. 11 Uhr Abends

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Herzbergstraße 1.  
Sprechzeit von 12-1 Uhr Mittags

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung“ erscheint wöchentlich sechs Mal; Sonnabends mit dem Beiblatt „Nach der Arbeit“ Preis monatlich 50 Pf., Vierteljahrs 2 M., 50 Pf.

Nr. 79.

Bestellen die Expedition, Postamt oder  
direkt beim Verleger

Dresden, Mittwoch den 8. April

Alle Anzeigen werden bei unentgeltlich  
4maliger Wiederholung gratis

1891.

## Arbeiter! Gedenket Eurer ausgesperrten Brüder!

Wir machen unsere verehrlichen Abonnenten darauf aufmerksam, daß der Abonnements-Betrag für unser Blatt stets **pränumerando**, also am Anfang des betreffenden Monats zu entrichten ist. Unsere Kolporteurs sind angewiesen, sich streng an Obiges zu halten, und bitten wir daher auch ihren Zahlungsaufforderungen nachzukommen.

Verlag und Expedition  
der „Sächs. Arbeiter-Zeitung“

### Welsensfonds und Sozialistengesetz.

Der öffentliche Skandal, den die bekannten Enthüllungen über die gescheiterte Verwendung des Welsensfonds hervorgerufen haben, soll durch die offizielle Versicherung des Reichsanzeigers eingeleitet werden, daß der nächsten Session des Reichstages ein Gesetz über die Verwendung dieses Welsensfonds zu beschließen werde. Und man muß gesehen, die Regierung hat alles Interesse daran, das öffentliche Gewissen zum Schweigen zu bringen. Denn alle Anzeichen sprechen dafür, daß die bisher bekannt gewordenen Skandalösen Mißbräuche nur ein Bild in der langen Kette sind, und vielleicht sind die noch nicht bekannt gewordenen Fälle skandalöser als die bisher enthaltenen. Die Frau Wismar ist ohnehin nicht arm an öffentlichen Skandalen; von dem Republikanismus der eigenen Familie, von der Handhabung der Rechte der Ehegattung im eigenen Interesse, von den Nationaldeklarationen und öffentlichen, unter dem Druck des ganzen Beamten- und Polizei-Apparates erzwungenen Auto-Rücktritte bis hinauf zu den 350,000 Mk. für den Schwelgereater des Ministers Grafen v. M., nach dem Vertheil des Reichsanzeigers, die Verantwortung in erster Linie allerdings auf die Person des Grafen, in zweiter Linie auf die Regierung, die die Verantwortung auf sich in der Verantwortung zu theilen sämtliche „skandalöser“ Parteien, die seit Jahren der Mißbräuche, geschweigen der Verwendung dieser Gelder zulassen, ja die vom ersten Augenblicke über den Korruptionsskandal dieser Millionen nicht im Zweifel sein konnten. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, in welcher Weise die Schaffung dieses Millionenfonds vor sich ging.

Nach der Annexion Hannovers und Deposition Georgs V. brachte Wismar eine Vorlage an den Reichstag, dem deponierten König eine Aufwands- und Entschädigungssumme von 11 Millionen Thaler in preussischen Staatspapieren und 5 Millionen

Thaler in Courant, zusammen also 16 Millionen Thaler zu gewähren. Trotzdem gar kein rechtlicher Grund für diese Auszahlung vorlag — denn die konfiszirten Schlösser und Domänen waren National-Landes-Eigentum, nicht Privateigentum des kranken Georg — bewilligte der Reichstag dennoch diese Aufwandssumme. Nach ungefähr 4 Wochen wurde das Gesetz im Reichstages-Anzeiger publizirt, gewohnt also damit Rechtskraft. Und siehe, am gleichen Tage erklärte Fürst Bismarck diese Millionen für — konfiszirt.

Die Frage, daß und wie so in den 4 Wochen plötzlich die bekannten „weissischen Umtriebe“ entdeckt wurden, lassen wir hier ganz bei Seite — die Thatsache, daß am gleichen Tage, wo das Gesetz publizirt wurde, Bismarck diese Millionen auch konfisziren ließ, liefert für uns den Beweis, daß Bismarck von vornherein mit dem Welsensfonds keine andere Absicht verfolgte, als einen Fonds von Millionen für seine Zwecke zur Verfügung zu haben, über deren Verwendung er keine Kontrolle zu fürchten, der Volkserziehung keine Rücksicht abzulegen hatte.

Im anderen Falle, wenn bloß die „weissischen Umtriebe“ für die Konfiskation entscheidend sein sollten, hätte ja das Gesetz bloß nicht publizirt zu werden brauchen, und die 16 Millionen Thaler wären dem steuerzahlenden Volke erspart geblieben — aber Bismarck hätte dann eben — keinen Reptilienfonds zur Verfügung gehabt.

Von diesem Augenblick an datirt auch die Verantwortlichkeit der Parteien, welche der Reihe nach unter der durch diese gescheiterte Verwendung erzeugten Korruption litten, und doch nie den Muth fanden, öffentlich Anklage gegen den Mann zu erheben, der in dieser skandalösen Weise mit diesen Millionen verfuhr.

Und für das Verhalten der Parteien giebt es eine ganz naheliegende Erklärung: Inzwischen hatte Wismar durch schamlose Ausnutzung der Attentate und bei der bekannten schamlosen Falschheit des Bürgerthums das Sozialistengesetz erhalten.

Ohne die Millionen des Reptilienfonds wäre das Sozialistengesetz einfach nicht in der Weise zu handhaben gewesen, wie es von Bismarck-Puttamer gehandhabt wurde, unter dem Beifall und Zustimmung der gesamten bürgerlichen Parteien.

Und man mag die Ausrichtigkeit der Gegner noch so hoch ansehen, so polizeiwidrig bornirt war kein einziger der Abgeordneten und Journalisten unter unseren Gegnern, der sich nicht sagen mußte,

wobei das Geld, die riesigen Summen kamen, die beispielsweise das Pumpengesindel der Spigel, Demuzianten und Agents provocateurs kostete.

Man vergegenwärtige sich nur, was das Heer von Spigeln, Demuzianten, Herbern nebst dem dazu nöthigen offiziellen Scheimpolizisten- und Beamten-Apparat zu unterhalten kostete, das nur über Berlin allein gezogen war! Und je höher die Rangstufe in dieser Gliederung war, um so höher die Befoldung, um so unkontraktibarer die gemachten Anzeigen! Wenn z. B. ein Abgeordneter auf Schritt und Tritt, von Lokal zu Lokal, Tag um Tag, Woche um Woche „beobachtet“ werden mußte, wenn diese Beobachtung auch auf dessen Umgang- und Bekannten-Kreise ausgedehnt wurde, wer will da Kontrolle üben? Da gilt Annahme auf „Treu und Glauben“ — und was „Treu und Glauben“ bei den zu solchen Zwecken sich hergebenden „Gentlemen“ zu bedeuten laßt, darüber war sich sogar Herr von Puttamer klar!

Es ist keine Uebertreibung, wenn wir sagen, dieses Heer von Polizisten, Spigeln, Herbern und Demuzianten hat Millionen gekostet. Wir haben ein paar zahlenmäßige Beweise, die einen Begriff davon geben, wie das Geld weggenommen wurde!

Die in der Schweiz entlarvten Spigel Haupt- und Schröder haben vor dem Untersuchungsrichter gestanden, daß sie allein an Gehalt bis zu ihrer Entlassung ersterer 10,000 Mk., letzterer 14,000 Mk. von Berlin bezogen haben. Und diese beiden waren Spigel gewöhnlicher Sorte. Sie bezogen allerdings nur ein Gehalt von 100, 150 Mk. monatlich und fügten nicht über 200 Mk. monatlich!

Es gab aber Spigel, die das Doppelte, Dreifache und Vierfache dieser Summe bezogen. Im Dezember 1887 veröffentlichte der „Sozialdemokrat“ ein ganzes Duzend solcher Subjekte, von denen z. B. der in London an der Berliner „Autonomie“ theilnehmende Spigel Reusch nach dieser Quelle monatlich 450 Mk., also jährlich 5400 Mk. bezog. Rechnen wir die elf Jahre Sozialistengesetz — denn wenn auch ab und zu die Personen wechselten, der Spigel wurde immer gehalten — so bekommen wir das nette Sümmechen von Mk. 64,800 für einen einzigen dieser Spigeln der Gesellschaft. Und dieser Londoner Spigel war nicht der einzige in London, und nicht der Einzige, der diesen Gehalt bezog!

Ein Kollege von ihm, der gegenwärtig an dem Hauptkrachblatt der Antisemiten in Berlin Redakteur spielt, nachdem er früher in der sozialdemokratischen Bewegung des In- und Auslandes eine Rolle zu spielen versucht hat und in einem Nachbarstaat thatsächlich gespielt hat, bis er entlarvt und

mit Schimpf und Schande aus den Reihen der Sozialdemokraten ausgestoßen worden, ging unter dem Sozialistengesetz nach Paris und langierte neben einem früheren, in Berliner Parteitreffen bekannten Studenten dort als Krüger! Der Spigel Reusch bezog monatlich 450 Mk., macht also wieder 5400 Mk., bei 64,800 Mk., während der Ex-Student bloß 250 Mk., also 3000, bez. 33,000 Mk. bezog.

In diesen Beispielen kann man rechnen! Das waren aber nur die firen Gehälter! Dazu kommen die Reisepfesen und Verlege! Wie Herr Stieber mit Frau und Töchtern jeweils nach der Schweiz reiste, das hat letzter Tage die „Weser-Zeitung“ erzählt; neben und nach Stieber machten auch Herr Krüger, Herr Haake, Herr Rauberode, Herr Kaltenbach, Herr Zahn, Herr Wohlgenuth ihre Schweizer Reisen, ihre Touren nach Paris und London! Und auch die „Spigel“ mußten zuweilen reisen! Als Spigel Trautner bei dem Verlaß Neve's durch Peulert und Neuf die Identifizierungs-Rolle spielte, erhielt er für seine bloß passive Rolle 300 Mk. — wie hoch mag die Jahrgprämie derrer gewesen sein, die den armen Neve zur Strecke brachten?

In welcher skandalöser Weise mit dem Gelde gewirtschaftet wurde, dafür noch ein Beispiel.

In den 80er Jahren war der Polizeijnspektor Kaltenbach aus Mühlhausen in Genf und engagierte dort zwei Schweizer Bürger, die den Auftrag hatten, den von der russischen Regierung gesuchten Rüstlingen Deutsch der Polizei in die Hände zu spielen. Was thaten die beiden? Sie verbündeten sich mit einem Dritten; den stoffierten sie äußerlich als Deutsch aus und verfolgten dann seine Spuren. So ging es von Genf nach Lugano, von Lugano nach Neva, von Neva nach Lyon, von Lyon nach Paris, von Paris nach der Schweiz u. s. w., Pseudo-Deutsch immer voraus, die tieferen Schweizer mit der genauesten und ab und zu herbeigerufenen Polizei immer hinterdrein, ihm auf den Spuren. Selbstverständlich entzifferte Pseudo-Deutsch immer zur rechten Stunde. Bis 8 Wochen trieben die beiden Schweizer ihr Spiel und in dieser Zeit hatten sie über 24,000 Frank an Lohn und Spesen bezogen, die die Londoner Dupirung durchschaute. Und schließlich wurde im Hause des deutschen Konsuls in H. . . . . ihnen für die in ihrem Besitze befindlichen Briefe noch eine Abfindungssumme von Mk. 500 bezahlt! Der Eine dieser Schweizer lebt heute noch in Genf, der Andere in Unterstrach bei Zürich, und erzählen diese Geschichte Jedem, der sie hören will.

Woher kam all' das Geld?

### Feuilleton.

6. Fortsetzung. (Nachdruck verb.)

#### Ein Frauenschicksal.

Exakter Zeitroman  
von  
Elisa Orzeszko.

Die schmalen Brauen der Vermittlerin zogen sich unmerklich zusammen, wodurch das Gesicht einen noch älteren und streiferen Ausdruck als früher bekam. Ueber das dunkle Antlitz der Französin die im Juteutill ausgestreckt lag, wurde bläulich spöttisches Lächeln. Martha fühlte es selbst, daß sie schlecht spielte. Das Verhältniß für das Verschmelzen der Lüne, das sie einst mit Enzänen erfüllt, war ihr abhanden gekommen. Die Finger halten die Gelassigkeit verloren und irrten auf den Tasten umher, ohne das Richtige zu treffen. Sie irrte sich auch in den Klängen, griff immer übermäßig nach dem Pedal, ließ wieder ganze Takte aus und unterbrach sich oft, um die Verbindung der Stellen wiederzufinden.

„Mais c'est une petite horreur qu'elle nous là!“ küßte die Französin zwar holdlaut, doch nicht ohne daß Martha die Bemerkung entgangen wäre.

„Chut! m-elle Delphin!“ küßte ihr Gegenüber.

Martha schlug den letzten Accord des empfindlichen Musikstückes an, und ohne den Blick über die Hände zu erheben, begann sie sofort wieder eine Nocturne von Niccolini zu spielen. Sie fühlte, wie ein unangenehmer Eindruck ihr Clavierpiel auf die Frau, die ihr Schicksal in Händen hielt, herorgebracht, sie fühlte, daß, wenn sie mit Hinterlassung dieses Eindruckes sich von ihrem Plage erhebe, eines der wenigen Hilfsmittel,

welches die Möglichkeit des Erwerbes für sich und ihr Kind barg, unwiederbringlich ihren Händen entfiel.

„Ich muß besser spielen!“ rief sie sich selbst zu, und ohne sich lange zu besinnen, begann sie das melancholische Nocturne. Und doch spielte sie noch schlechter als vorher, das Stück war schwerer, die Hände, des Spielens entwöhnt, waren steif und schmerzhaft.

„Elle touche faux, Mams! ho! ho! comme elle touche faux,“ rief abermals spöttisch die Französin mit ihren kleinen jierlichen Stiefeln den nächstbesten Stuhl berührend.

„Chut, je vous en prie, M'le Delphin,“ wiederholte Frau Zminska, die Klatschen juckend.

Martha erhob sich. Sie war glühend roth geworden. War es doch geschehen! Der eine Weg zum Ziele nutzbringenden Erwerbes war unwiederbringlich verloren. Nun mußte sie, daß sie auf Musikstunden nicht rechnen durfte. Ohne die Augen niederzuschlagen, trat sie festen Schritts an den Tisch heran, an dem die beiden Anderen saßen.

„Ich hatte nie besonders Talent zur Musik“, begann sie mit ziemlich leiser, aber durchaus nicht unsicherer Stimme, „neun Jahre lang habe ich Unterricht genossen, doch das, wozu die Befähigung fehlt, verpfligt sich schnell. Uebrigens habe ich in den fünf Jahren meiner Ehe nicht wieder gespielt.“

Ein Lächeln begleitete die letzten Worte. Der scharfe Blick der Französin, den sie auf sich gerichtet fühlte, war ihr unbehaglich, sie fürchtete in diesen dunklen Augen ebenso sehr dem Spott wie dem Mitleid zu begegnen. Diese jedoch verstand Marthas Worte, die in

polnischer Sprache sich ausdrückte, nicht, und sie gähnte laut.

„Eh bien, Mams!“ wendete sie sich an die Vermittlerin, „lassen Sie uns nun zu Ende kommen. Ich habe nur wenige Worte mit Ihnen zu wechseln; wann trifft denn die Gräfin hier ein?“

„In wenigen Tagen.“

„Haben Sie ihr die Bedingungen mitgeteilt, die ich stelle?“

„Ja wohl, und die Gräfin ist auf dieselben eingegangen.“

„Also sind mir 400 Rubel gesichert?“

„Vollkommen.“

„Und meine kleine Nichte kann ich bei mir behalten?“

„Ja wohl.“

„Und ich erhalte ein abgegrenztes Zimmer, eine besondere Person für meine Bedienung, Pferde, so oft ich verlange, und zwei Monate Ferien?“

„Die Frau Gräfin ist auf diese Bedingungen eingegangen.“

„Es ist gut“, sprach, sich von ihrem Siege erhebend, die Französin, „ich werde in einigen Tagen wiederkommen, um mich nach der Heimkehr der Gräfin zu erkundigen. Wenn sie jedoch binnen einer Woche nicht zurückkehrt, oder mich nicht abholen läßt, dann nehme ich mein Wort zurück. Ich will nicht, und brauche auch nicht länger zu warten. Wir stehen jetzt ähnliche Bedingungen zur Auswaahl offen. Bon jour, Madams!“ Sie nickte den beiden Frauen zu und entfernte sich. Auf der Schwelle zog sie den rotzuckrigsten Capuchon über den Kopf und begann ein französisches Liedchen ziemlich falsch zu trällern. Martha fühlte zum ersten Male in ihrem Leben etwas wie Neid. Als sie dem vorstehenden Gespräch zuhörte, dachte sie bei sich:

400 Rubel, die Erlaubniß, eine kleine Nichte bei sich zu behalten, ein besonderes Zimmer, besondere Bedienung, lange Ferien, Pferde zur freien Verfügung! Mein Gott! welche Bedingungen, wie beglückend und glänzend ist die Stellung dieser Person, die weder besonders gebildet, noch besonders ansehend erscheint. Wenn ich auch 400 Rubel verdienen und mein Kind bei mir behalten könnte . . .

„Madame!“ sprach sie jetzt laut, „ich würde nun sehr gerne eine feste Stellung annehmen.“

Frau Zminska befaß sich einen Augenblick. „Das ist nicht durchaus unmöglich, ist jedoch auch nicht ganz leicht erreichbar, überdies bezweifle ich, ob es das Richtige für Sie wäre. Ich hoffe, Sie sehen es ein, daß Aufrichtigkeit den Personen gegenüber, die sich mit ihren Angelegenheiten an mich wenden, meine Pflicht ist. So nehme ich keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß Sie mit Ihren französischen Kenntnissen, die zwar recht gut sind (nur verfügen Sie leider nicht über eine reine Pariser Aussprache) und mit ihrer geringen musikalischen Ausbildung nur Aussicht hätten als Lecterin für Anfangsgründe unterzukommen.“

„Das bedeutet?“ frag postenden Hezens Martha.

„Das bedeutet ein Einkommen von 600, 800, allerhöchstens 1000 polnischen Gulden\*) jährlich.“

Martha befaß sich keinen Augenblick.

„Ich würde auf die Bedingung eingehen, wenn man mich nur mit meinem Töchterchen aufnehmen wollte.“

Das Antlitz ihres Gegenübers umwölkte sich nun.

\*) Ein polnischer Gulden hat 25 Kronek. O. M.